

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelischer Gemeindebote Karlsruhe. 1908-1967 1920

34 (22.8.1920)

Evangelischer Gemeindebote

für die Stadt Karlsruhe.

Herausgegeben im Auftrag der Evangelischen Kirchengemeinde durch den Evang. Presseverband für Baden.

Bezugsbedingungen:

Karlsruher Bezugsnehmer erhalten den Gemeindeboten zu 2 M. vierteljährlich bei freier Zustellung. Auswärtige Bezugsnehmer bestellen den Gemeindeboten bei ihrem Postamt. Bezugspreis vierteljährl. 2.25 M. u. die Postgebühren.

Schriftleitung:

Für den allgemeinen Teil: Pfarrer Hindenlang, Röhrrerstraße 72, für den Karlsruher Lokaltell: Pfarrer Schilling, Bläckerstraße 20. Geschäftsstelle: Buchdruckerei Fidelitas, Karlsruhe, Erbprinzenstr. 8.

Nummer 34

Sonntag, 22. August 1920

13. Jahrgang

Sonntagsgedanken.

Des Lebens mächtig.

Das Leben haben kann nichts anderes bedeuten, als es selbst besitzen und des Lebens mächtig sein. Das Leben soll nicht uns haben und eine Zeitlang in seinem Strom schwimmen lassen, bis es uns irgendwo und wie strandet, sondern wir sollen des Lebens Herr sein und es immer aufs neue aus uns aufquellen lassen. Dann heißt's erst voll leben, wenn man seines Lebens mächtig ist. Wie es dann gestaltet ist und in was für Formen es sich abspielt, ist nicht so wichtig. Dann erst ist das Leben Freude. So lange es uns hat, ist es Plage. Heinrich Eppelt.

Mit beiden Füßen mitten im Leben stehen,
hellen Auges Welt und Menschen ansehen,
das Schöne lieben, das Schwere nicht scheu'n,
an Glück und Gaben tief innen sich freu'n,
nehmen mit Liebe, mit Liebe geben,
demütig danken, starkherzig streben,
schaffen voll Wärme, sabbatstill ruhn,
die Pflicht als ein Freigebohrner tun,
der Erde gehören mit Werktagsdenken,
die Seele allzeit ins Ewige senken.

M. Seefche.

Ein Ideal. Matth. 5, 48.

In höheres Ziel hat keiner den Menschen gesteckt als Jesus mit seiner Forderung: Ihr sollt vollkommen sein gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Nur Jesus konnte das, denn er hat dem Vater im Himmel am tiefsten ins Herz geschaut. Und was er da entdeckte, war ein Lichtmeer von schrankenloser Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit, von keiner Wolke beschattet. Nur Jesus durfte es, denn er hat selbst dieses Ziel in schwerem Ringen erreicht. Aus seiner Persönlichkeit, aus seinem Wort und Leben leuchtet uns ein Abglanz jener Herrlichkeit entgegen. Eine Liebe, für die kein Opfer zu groß, kein Kampf zu schwer, kein Dienst zu gering war, eine Liebe, die sich auch zu den Verworfensten herabließ und durch den Schmutz der Welt hindurchschritt, ohne auch nur den Saum ihres Gewandes zu beslecken. Wir erkennen die Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi.

Doch nicht nur preisen sollen wir Christus als unser religiöses Ideal. Viele stellen sich unter einem Ideal eine Sache vor, die man nicht ernst zu nehmen braucht, denn man erreicht es ja doch nicht, es kann doch nicht in dieser unvollkommenen Welt von schwachen sündigen Menschen verwirklicht werden. Es ist also etwas Unpraktisches, etwas für Träumer und Schwärmer, für Idealisten. Man holt es bei festlichen Gelegenheiten hervor, um sich daran zu berauschen, und verpackt es dann wieder und stellt es in die Ecke.

Wer aber von Christus wirklich ergriffen ist, der erschrickt vor seinem Ideal, dem schwindelt bei dem ungeheuren Gedanken der Gottähnlichkeit, vollkommen wie Gott! Und Jesu Worte dulden keine Abschwächung. Dieses Ideal wird dem ernstlichen Christen zu einer ganz realen, geradezu furchtbaren Macht. Es schleudert uns aus dem gewohnten Geleise unseres Lebens heraus, wirft uns in die schwersten inneren Kämpfe hinein, führt uns auf Wege, die wir gar nicht gehen wollen, leuchtet wie ein greller Blitz in die verborgenen Winkel unseres Herzens, macht unsere Selbstgerechtigkeit zunichte, läßt uns nie und nirgends zur Ruhe kommen, will wie Salz und Sauerteig in die Verhältnisse, Sitten und Ordnungen der Menschen hineindringen und Gärungen und Veränderungen hervorrufen, schüttelt wie frischer Sturmwind alles Laub von den Bäumen und zerbricht dürre Nester.

Nun, ist ein solches Ideal eine Einbildung, etwas Unpraktisches, Unwirkliches? Nein, eine ungeheure Macht, ein unendlicher Segen — wo es ergriffen wird in der Kraft des Glaubens, der nicht auf das Sichtbare schaut, sondern auf das Unsichtbare.

Kommt nicht alles Unheil in der Welt daher, daß wir nicht Ernst machen mit diesem Ideal, gottähnlich zu werden in der Liebe, Gerechtigkeit und Heiligkeit, und ihm noch so ferne stehen?

Es liegt ein unzweifelhaft richtiger Gedanke in der Forderung, der Mensch müsse über sich selbst hinaustreten, sich zum Uebermenschen entwickeln. Denn der gegenwärtige Mensch mit dem bösen, gottwidrigen Untergrund seines Wesens ist selbst die Quelle alles Unheils in der Welt. Aber er soll nicht ein Uebermensch werden, der gleich der Sonnenglut der Wüste mit seiner Selbstsucht den Boden ausdörret und das Leben vernichtet, gleich einem Wolkenschwall die Felder überschwemmt und die Häuser zerstört. Sondern ein Uebermensch wie Jesus, der mit den milden Strahlen seiner Liebe überall das Leben hervorlockte und wie ein befruchtender Regen die verdorrten Menschenseelen erquickte.

Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Wir wollen als Persönlichkeiten nicht untergehen, verschwinden in Gott, sondern vollkommen werden wie Gott, Persönlichkeiten, die Gottes Bild und Wesen an sich tragen wie Jesus und in der Nachfolge Jesu.

Der Gewittermonat.

Welch ein liebliches Bild des Hochsommers trägt doch der Städter in seiner verstaubten Seele! Ein Bild, wie es Ludwig Richter gedichtet und gemalt hat: Wogende Erntefelder, schwankende Garbenwagen, frohliche Schnitter, im Hintergrund das friedliche Dörflein, der grüne Wald, und über dem allem lachender Sonnenschein. Glücklich der Mann, dem irgendwo in dieser Welt fernab vom Weltgebrause sich eine Klausel aufstaut, wo er rasten und seine verbrauchte Nervenkraft auffrischen kann; wie glücklich fühlt er sich, wenn er auf dem Waldboden liegend und den Sonnenstrahlen zuschauend, Stunden verträumen kann! Hochsommerzeit — Ruhezeit.

Aber nicht immer ist das Bild so sonnig und friedlich. Da braut sich auf einmal nach der Schwüle des Tages ein Gewitter zusammen. Wetterwolken türmen sich auf, ein Sturm braust auf, die schwarze Wand rückt näher, aus der Wolke zuckt der Strahl, Hagelkörner fallen, die Windsbraut knickt Bäume. Wo vorhin noch der Friede lachte, zeigt sich ein Bild der Zerstörung. Dies Bild gehört auch in die Sommerzeit.

Mir hat sich auch fern vom Weltgebrause eine stille Klause aufgetan. Von ihr aus schaue ich der Schwarzwaldberge Reigen, bald liegen sie in einem weißlichen Schleier, bald treten sie näher, in fattes Blau gehüllt. Die ganze Welt atmet Frieden, und die Seele saugt diesen Frieden ein. Abends aber, wenn der Nachbar die Sense dengelt, kommen die Zeitungen. Es gibt Menschen, die an solchen Tagen, um gar nichts anderes als Innerliches zu erleben, keine Zeitungen lesen, sie wollen gar nichts hören, was der Vorübergang der Zeit mit sich trägt. Nur einmal am Tage kommt zu mir die Post. Briefe sind heutzutage seltener geworden, Das hohe Porto ist daran schuld. Neue Bücher kauft man sich nicht. So liest man die alten wieder, sie kommen wieder zu Ehren. Und dann liest man die Zeitungen. Alle Abende legt man sie auf den Tisch mit der Frage: Will der Hochsommermonat wieder zum Gewittermonat werden?

Zwischen hinein führt mich der Weg in die Großstadt. Auf der Elektrischen höre ich, wie die Leute von einer Kriegserklärung Frankreichs an Rußland reden; schon sehen sie französische Heere über den Rheinstrom nach Deutschland und durch Deutschland ziehen, ja sie reden davon, daß man flüchten müsse. Und so schauen sie nach Westen und Osten und fragen: Braut sich wieder im August ein Wetter zusammen? Was wird es unsern Fluren bringen? Wird es sich wieder verziehen oder loswettern? Diese bange Frage beschäftigte die Gemüter. Einzelne wünschen, daß das Wetter kommen und sich nochmals über die ganze Welt entladen möge; denn dann gäbe es eine Umwälzung der ganzen Weltlage und auch eine Wendung im Geschick des deutschen Volkes.

Was die Zeitungen alles zu erzählen wissen! Ich wollte, es gäbe heutzutage evangelische Zeitungen, die uns und alle Glaubensgenossen unterrichten von den Wolken, die gegen den deutschen Protestantismus am Himmel aufziehen! Welche Verfolgungen müssen die protestantischen Deutschen in Polen erleiden! Leßthin war ich auf dem badischen Gustav-Adolf-Feste. Da erzählte einer von der Dillandsnot. Nur Selbsterlebtes und Miterlittenes. Heute könnte Luther wieder ein neues Lied zu singen anheben vom protestantischen Märtyrertum. Wie feind-

lich haufen die westlichen Nachbarn im besetzten Gebiet gegen das evangelische Kirchentum! Nichts wäre heute so nötig als auf die Zeichen hinzuweisen, die es uns offenbaren: Es zieht ein gewaltiges Wetter auf über die deutsche evangelische Welt, auch in der Heimat. Ueberall Vorstöße des Katholizismus, als sollte die Bannbulle, die vor 400 Jahren erlassen wurde, erneuert und der Bannstrahl gegen den ganzen deutschen Protestantismus ausblitzen.

Ich lese, wie die Errichtung einer päpstlichen Nuntiaturn in Bern auf die evangelischen Kreise der Schweiz gewirkt hat. Sie wachen auf, sie schließen sich zusammen, sie schaffen eine Einheitsfront. Ein Züricher Protestantenblatt schreibt: „Wie kaum eine andere Macht hat die römische Kirche es verstanden, aus dem Weltkrieg für sich Kapital zu schlagen, und sie schickt sich an, ihre Kriegsgewinne einzubeimsen. Auch im Schweizerland sollen alte, ultramontane Forderungen verwirklicht und neue, weitreichende, aufgestellt und durchgeführt werden. Darum, ihr Protestanten! Wacht! Seid auf der Hut! Prüfet die Zeichen der Zeit! Vor allem aber pflegt in euern Häusern und Herzen echte, evangelische Frömmigkeit! Sie ist immer wieder der beste Schutzwall gegenüber den Machtansprüchen der Kirche Roms.“

Wie viel mehr haben wir im deutschen Reich Ursache, die Zeilage zu prüfen und uns auf die Abwehr zu rüsten!

Aber das ist das Traurige: Selbst jetzt, da die Wetterwolken am Himmel stehen, herrscht bei uns noch jene alte, stumpfe und dumpfe Gleichgültigkeit. Anstatt über das Gegenwärtige nachzudenken und das zu tun, was die Zeit erfordert, leben viele unserer Glaubensgenossen ganz eingesponnen in apokalyptische Gedankenkreise. „Ernst Bibelforscher“ und ihre Geistesverwandten deuten jedes einfache und eindeutige Gegenwort Jesu, selbst das Gleichnis vom verlorenen Sohne, um, als habe Jesus allewege nur Geheimnisse über die Endzeit darin eingehüllt. —

Und in der Kirche der Reformation wird viel Kraft verbraucht in allerlei grundsätzlichen Auseinandersetzungen, ja in kleinem Bezirk rechtshaberischer Leute, anstatt daß man angesichts der Gegner eine Einheitsfront schafft.

Und diejenigen, welche als Wetterwarte wachen und warnen sollten, sind stumm. Wo ist der Evangelische Bund, der unsere heiligsten Güter schützen und wahren will? Er wird in den kommenden Tagen gewaltige Arbeit tun müssen.

o o o Das Leni. (Fortsetzung). o o o

Das Leni wuchs also in die Pflichten der Lammwirtin hinein. Zu Anfang schienen sie fast leicht; sie waren neu; auch wuchsen sie erst mit den Tagen. Aber allmählich, allmählich sank es wie eine schwere Last auf des Kindes Schultern. „Das Leni geht zugrund“, sagten die Dörfler; „das ist ja doch nicht möglich, daß ein so junges Menschenwesen werken, denken und Ordnung halten kann wie ein Erwachsener.“ Der Pfarrer kam zum Lammwirt, und ein rascher, leicht zorniger Mann, wie er war, fuhr er ihn an: „Ja — nein — hört denn — das mit dem Kind, dem Leni, das ist eine Schande und ein Spott, so geht man nicht um mit seinem Kind; so —“

„Wa—as?“ stieß Senn mit offenem Munde hervor, „ich, ich —“

Da stand Leni selber in der Tür, ein wenig schwächlicher noch vielleicht, aber einen sonderbaren Glanz in den grauen Augen. „Was sagt Ihr, Herr Pfarrer?“ sprach sie, während zwei brennrote Flecken wie zwei fremde Vögelchen auf ihre Wangen flogen. „Der Vater ist doch recht mit mir, das ist er, und —“

„In die Schule gehörs du, Mädchen,“ fiel der Pfarrer ihr in die Rede. „Eine Sünde ist es, eines aufwachsen zu lassen wie dich!“

Das Leni trat näher; sie war jetzt schneeweiß im Gesicht. „Herr Pfarrer,“ sagte sie mit seltsamer Festigkeit und Altklugheit,

„wie wir Jes haben, weiß keiner zu sagen als wir. Uns gibt keiner etwas, also soll auch niemand etwas von uns wollen. Wir müssen uns selber helfen. Ich muß hier bleiben und helfen; der Vater hat sonst niemand.“

„Ja, ja, sie muß hier bleiben,“ bekräftigte der Lammwirt, und es schien, als richtete er sich an der Stärke des Kindes auf; denn er fügte hinzu: „Ueberhaupt, dreinreden soll man uns nicht!“

Nach einer Weile zog auch der Pfarrer ununterrichteter Sache ab, wie die Veronika ehemals abgezogen war. Als er gegangen war, saß das Leni in der rauchschwarzen, unsauberen Küche auf einer Bank, seufzte und legte die Hände in den Schoß, und zum erstenmal war eine große Müdigkeit an ihr. Es fiel ihr ein, daß das In-die-Schule-Gehen doch leichter gewesen sei. Eine Sehnsucht kam sie an, auf die Gasse hinunterzulaufen, wo sie sonst mit den Dorfmädchen gespielt hatte, und auf einmal erschien sie sich wie mit Riemen in einen Käfig gebunden. Arme und Beine waren ihr bleischwer, die Schultern drückten sie. Wieder seufzte sie zitternd. Dann fiel ihr der Morgen ein, an dem die Mutter gestorben war; wie da alles hatte stillstehen wollen, wie doch eines sich hatte aufraffen müssen — damit es wieder weiterging im Haus. Ja und jetzt — was auch der Pfarrer und die andern sagten —, es war ganz recht, es konnte nicht anders sein als wie es war — daß — sie, das Leni, jetzt im Hause schaffe! Die Arbeit war ihr auch nicht zuviel; sie hätte nicht einmal daran gedacht, daß sie mehr tat, als für Kinder ihres Alters gewöhnlich war, erst die andern machten sie darauf

So ist diese Hochsommerzeit wie schon manches Mal eine überaus ernste Zeit. Das geistige Leben ist eben nicht eine sommerliche Idylle, sondern es ist Kampf, Kampf um die höchsten Güter.

Weggelassene Liederverse.

Unsere alten und herrlichen Gesangbuchlieder mußten sich im Laufe der Zeit eine Umarbeitung gefallen lassen. Diese Umarbeitung erstreckte sich zunächst auf die grammatikalische Wortbildung. Noch ein Märkte singt: „Herr, schicke was du willst!“, wir aber müssen sagen: „was du willst“. Die Umarbeitung merzte aber auch die uns heute unverständlich gewordene oder uns nach unserem heutigen Geschmacksurteil unschön, unfein erscheinende Ausdruckweise aus; da müssen die Gedanken in eine andere Gussform gelegt und umgegossen werden, ohne daß die Gedanken geändert werden. Eine dritte Umarbeitung besteht in der Kürzung. Unsere alten Sänger liebten die langen Lieder, und in früheren Zeiten sang man wohl im Gottesdienst nur ein Lied, und man sang das Lied mit allen Strophen zu Ende, nicht bloß, wie es bei uns üblich ist, nur die ersten und zum Schluß noch den letzten Vers. Welche Gesichtspunkte leiteten nun die Umarbeiter bei der Kürzung?

Ich will das an einem Beispiel untersuchen.

Wir kennen und lieben alle Paul Gerhards „Morgensegens“: „Die güldne Sonne“ (im Gesangbuch Nr. 344). Was ist das für ein herrliches Lied! So recht, an einem sonnigen Sommermorgen zu singen. Es ist dieses Lied eine der herrlichsten Blüten am Baume evangelischer Lyrik. Ich muß ebenso die Gedankenfülle wie den Ausdruck bewundern: die Gedanken erscheinen mir wie goldene Nessel in silberner Schale. Das Gedicht hat mancherlei sprachliche Umformung, aber auch eine starke Kürzung erfahren. Ich will nur die Kürzung besprechen: In unserem Gesangbuch hat das Lied 8 Strophen, im ursprünglichen Wortlaut zählt es hingegen deren zwölf. Der Leser, der meiner Untersuchung gerne folgen will, schlage das Lied im Gesangbuch auf und lese die ersten 4 Strophen! Im ursprünglichen Wortlaut folgen nun 3 Strophen, die unser Gesangbuch weggelassen hat:

- 5. Ich hab' erhoben
Zu dir hoch oben
All meine Sinnen;
Laß mein Beginnen
Dhn' allen Anstoß und glücklich ergebn!
Laster und Schande,

aufmerksam, und — und, ja, müde war sie jetzt schon so manchmal, so viel blieb wahr, und das Bett war ihr jetzt eine Freude, in das sie sonst nie spät genug hatte schlüpfen können.

Müde wurde das Leni. Sie schaffte Tag für Tag; zwar war die Ordnung im Haushalt und die Reinlichkeit im Hause keine übergroße, aber es ging doch alles so leidlich vorwärts. Für einen Nichteingeweihten war es erstaunlich, wie die kleinen schmalen rauhen Hände des Mädchens in dem Hause taten, was eine starkknochige Weiberjaust anderorts verrichtete, und hinter der schmalen, klugen Stirn das zurecht sich spannt, was in manchem Haushalt Mann und Frau mühsam in gemeinsamem Planen ausbedenken. Aber müde wurde das Leni! Hätte einer mit Menschenkenneraugen hineinsehen können, es möchte ihm gewesen sein, als werde das Leni zusehends kleiner, unscheinbarer, als drückte es etwas von beiden Seiten zusammen. Aber das Leni klagte nicht. Wozu? Sie hatte ja doch ihre Feiertunden. Und diese Feiertunden waren etwas ganz Großes. Da hätte wiederum der, der mit Menschenkenneraugen hineingeblüht hätte, etwas Wunderbares erspähen können!

Da war allsonntäglich die Stunde in der Kirche. Wegen des Gottesdienstes sah das Kind nicht dort, nicht des Pfarrers und seiner Worte wegen, obwohl es sicher aus gleichem Pflichtgefühl wie die übrigen Andächtigen auf den schönen Hügel geflogen war, auf dem das weiße, starke Gotteshaus stand. Aber in dem Stuhl sah es sich wunderbar gut. Es war ruhig ringsum, es blieb an gar nichts zu denken, an keine Arbeit, und keine Arbeit war zu tun. Und was über einen erging, tat einem wohl. Da waren zuerst die Glockenklänge, die hallenden, wandernden,

Des Luzifers Bande,
Fallen und Tücke
Treib ferne zurücke,
Laß mich auf deinen Geboten bestehen!

- 6. Laß mich mit Freuden
Dhn' alles Neiden
Sehen den Segen,
Den du wirfst legen
In meines Bruders und Nächsten Haus!
Geiziges Brennen,
Unchristliches Kennen
Nach Gut mit Sünde,
Das tilge geschwinde
Von meinem Herzen und wirf es hinaus!

- 7. Menschliches Wesen,
Was ist's? Gewesen.
In einer Stunde
Geht es zugrunde,
Sobald das Lüftlein des Todes drein bläst.
Alles in allen
Muß brechen und fallen,
Himmel und Erden,
Die müssen das werden,
Was sie vor ihrer Erschöpfung gewest.

Nach der 9. Strophe, die in unserem Gesangbuch die 6. ist, findet sich im Urtext die weitere:

- 10. Willst du mir geben,
Womit mein Leben
Ich kann ernähren,
So laß mich hören
Allzeit im Herzen dies heiligste Wort:
Gott ist das Größte,
Das Schönste und Beste,
Gott ist das Süßte
Und allergewißte,
Aus allen Schätzen der edelste Hort.

Wer diese 4 Strophen einmal sich durch Nachsinnen zu eigen macht, wird mit mir sagen: Hier hat die Umarbeitung Köstliches weggelassen. Was hat die Umarbeiter veranlaßt, diese Strophen zu streichen? Es fällt mir auf, daß gerade in diesen Strophen das Moralische neben dem Religiösen besonders betont ist: Der Mann, der den neu aufsteigenden Tag begrüßt und ihn Gott befehlt, steht auch mit dem Tag die Versuchungen aufzuwachen, die Fallen und Tücken, er fühlt, wie in ihm sich böse Lüfte regen, vor allem die Gier nach „Gut mit Sünde“. Da ist

mit denen es war, als stiegen sie auf Leiterstufen im Kirchturm empor, immer singend, und breiteten immer singend Schwingen zum Fluge aus, wenn sie auf der Kirchturmhöhe waren, und hoben sich endlich und schwangen sich hinaus in die Luft, talab oder über die Berge und in alle Himmels Höhen, immer singend, immer singend. Und dann kam der Pfarrer. Der redete schöne Worte über die Lauschenden hin. Verstand man sie, war es gut, verstand man sie nicht, war es wieder gut, denn es gab doch ein friedliches Gefühl, zu wissen, daß einer Schönes und Gutes über einen hinredete, einer, der nichts von einem wollte, keine Arbeit, nichts, und einem die Ruhe nicht störte. Und da war der Sonnenschein, oder, wo dieser fehlte, doch die Tageshelle. Durch die hohen schmalen Scheiben ergoß es sich herein, fast wie Bäche, die als leuchtende Bänder über ferne Wände gespannt sind und deren Bewegung man nicht sieht, deren Rauschen man nicht hört, und ein Fenster war zur Rechten des Altars hoch oben, das einzige, das in Farben prangte, eine Kreuzabnahme Christi darstellte und von einer reichen Frau aus einer reichen Talstadt gestiftet worden war. Aus diesem Fenster brach, wenn die Sonne hineinschien, eine wunderbare, tiefe, vielfarbige Glut und übergoß das Leni, welche die Augen daran gehängt hatte. Sattes, ruhiges Blau, brennendes, flammendes Rot und goldig strahlendes Gelb! Es war als beugten sich die Gestalten der Scheibe nieder, oder doch, als ginge eine Wärme von dem Bilde aus. Dem Mädchen wurde das Herz warm über dem Leuchten. (Fortf. folgt.)

es ihm eine feine Klugheit, an die Vergänglichkeit zu denken, und über dem Irdischen, über dem täglichen Brot will er das Schönste nicht vergessen.

Es ist Tatsache, daß unsere Altvordern auch im Liede viel stärker an das Moralische dachten, während wir das reinreligiöse Stimmungslied lieben. Ich denke an die Lieder der Nationalisten, die vor allem um Tugenden baten, die des Christen wert sind, während ihre religiösen Töne matt erklangen.

Da kommt mir in solchem Zusammenhang ein anderer Gedanke. Ist nicht Paul Gerhards Morgensegens ein echtes Zeitgedicht? Nach den Stürmen des 30 jährigen Krieges, während dessen das Lüstlein des Todes so fürchtbar in das menschliche Wesen blies, machte sich in der deutschen Christenheit viel irdischer Sinn geltend, viel Trachten herrschte nach Gut mit Sünde, viel unchristliches Rennen nach vergänglichem Gütern war zu schauen.

Sind das nicht auch die Gefahren unserer Nachkriegszeit? Wir sehen ja das täglich vor Augen. Was ist all das Wuchertum und Schiebertum als ein unchristliches Rennen nach Gut mit Sünde? Wer ist solchen Tücken und Fallen nicht ausgesetzt?

Möchten die Umarbeiter die Strophen weglassen, weil sie dachten, sie seien zu ihrer Zeit weniger zeitgemäß, heutzutage sind die weggelassenen Verse die zeitgemähesten. Und wenn wir jemals auch im Liede daran denken müssen, daß unserm Glauben die moralischen Früchte nicht fehlen dürfen, so ist das heutzutage der Fall.

So wollte ich, wir könnten in unser Gesangbuch neben das Lied von der güldnen Sonne ein Blatt einfügen, auf dem diese weggelassenen Liederverse abgedruckt sind. Wir würden sie dann oft singen, so oft die Predigt von der großen Zeitsünde redet und unsern Sinnen über das Vergängliche zu Gott, dem edelsten Hort aus allen Schätzen, emporleiten will.

Ein christlicher Jubiläumskongreß.

Ein Wohlfahrtswerk, das in unserer Zeit der Lösung vieler Bande von Zucht und Sitte besondere Beachtung verdient, ist der Deutsche Sittlichkeitsbund vom weißen Kreuz. Im Jahre 1890 von einem Duzend tapferer junger Männer in Berlin, denen die Not ihrer Altersgenossen im Kampf um ein sittenreines Jugendleben zu Herzen ging, begründet, konnte er seitdem über 77 000 Mitgliedskarten ausgeben, über 500 Ortsgruppen, in 14 Bundesverbänden zusammengeschlossen, gründen und in den letzten 11 Jahren an 9 Millionen Bücher, Hefte, Flugblätter und Nummern von Zeitschriften zur Hebung sittlicher Reinheit unter der Jungmännertwelt Deutschlands verbreiten. Vom 3.—6. September gedenkt der Bund sein dreißigjähriges Bestehen durch einen Jubiläumskongreß mit dem Hauptthema: „Der moderne junge Mann und die sexuelle Sittlichkeit“ gleichzeitig in den sieben Städten: Königsberg i. Pr., Breslau, Dresden, Hannover, Hagen i. W., Karlsruhe und Stuttgart zu begehen. Namhafte Vertreter der Sittlichkeitsfache haben ihre Mitwirkung zugesagt. Tausende junger Männer aller Stände werden bei den Versammlungen zusammenströmen, um zu bezeugen, daß Reinheit und Keuschheit vor und in der Ehe auch in der heutigen Zeit des Niedergangs kein leerer Wahn sind, sondern ein bleibendes Wahrzeichen echter Sittlichkeit, die ihre Kraft immerdar aus lebendigem Christentum beziehen wird. — Durch die soeben erschienene illustrierte Jubiläumsschrift „Dreißig Jahre Weißkreuzarbeit“ im Weißkreuzhause in Notawes (postfrei M. 4.50), wolle man sich des Genaueren über das segensreiche Wirken des Bundes unterrichten.

Volk.

Volk ist der Inbegriff derjenigen, welche eine gemeinsame Not empfinden.“ Wenn dieser Satz Richard Wagners stimmt, dann müßten wir Deutsche jetzt mehr als irgend eine andere Nation ein Volk sein, d. h. fest verbunden im Gefühl unsres Zusammengehörens auf Gebeth und Verderben. Denn unsere Not ist ungeheuer und wächst täglich und wird größer werden als jemals deutsche Not in unsrer an Leiden reichen Geschichte gewesen ist. Und die meisten empfinden ja auch die Not und leiden schwer unter ihr. Und doch sind wir kein „Volk“, das diesen Namen wirklich verdiente, sondern bieten der Welt mehr den Anblick eines „deutschredenden Völkchens“, wie einst

Wilhelm Raabe seine Deutschen genannt hat. Wir sind beisammen weil wir durch die Staatsformen vorläufig noch zusammengehalten werden. Aber wir halten nicht selber zusammen wie die Zellen eines lebendigen Körpers; wir laufen nebeneinander her und gar oft auf einander los; wir werfen einander die deutsche Not vor und suchen die Schuldigen und sitzen aburteilend im Gericht, als ob wir jetzt gar nichts Wichtigeres zu tun hätten. Und das alles kommt daher, daß wir unsere Not viel zu wenig als eine gemeinsame empfinden. Jedem wird die allgemeine Not zur Privatnot, anstatt daß uns jetzt alle Privatnot unterginge in der allgemeinen Not und in dem mächtigen Drang, sie gemeinsam zu überwinden. Das würde uns zum Volk machen, das würde eine ungeahnte Fülle von Kräften in uns wecken, das würde uns in der Welt die verlorene Achtung wiedergewinnen; das würde unser Schicksal wenden. Ja, wie groß muß denn die deutsche Not noch werden, bis wir sie endlich als gemeinsame empfinden und durch sie zum Volk werden?

Gottesdienstsanzeiger.

- 12. Sonntag nach Trinitatis, den 22. August.
- Stadtkirche 1/2 9 Uhr: Stadtvikar Mänzel. 10 Uhr: Stadtv. Mänzel.
- Kleine Kirche 6 Uhr: Stadtvikar Mayer-Ullmann.
- Schloßkirche 10 Uhr: Stadtvikar Köbel.
- Johanneskirche 1/2 10 Uhr: Stadtv. Mayer-Ullmann.
- Christuskirche 8 Uhr: Pfarrverwalter Hemmer. 10 Uhr: Stadtv. Bühler.
- Gemeindehaus der Weststadt 10 Uhr: Stadtvikar Steinmetz.
- Lutherkirche 1/2 10 Uhr: Stadtvikar Bag.
- Diakonissenhauskirche 10 Uhr: Pfarrer Sigler. 1/2 8 Uhr: Pfr. Sigler.
- Karl-Friedrich-Gedächtniskirche 1/2 10 Uhr: Stadtpfr. Schulz.

Wochengottesdienste.

- Lutherkirche: Donnerstag, 8 Uhr: Stadtvikar Bag.
- Beiertheim: " 8 Uhr: Stadtvikar Mänzel.

Gemeindehaus der Südstadt.

Dienstag, abends 8 Uhr: Bibelbesprechung.

Jugendbund Beiertheim.

- Dienstag, abends 8 Uhr: Mädchen.
- Mittwoch, abends 8 Uhr: Knaben.

Evangelische Stadtmiffion Karlsruhe, Adlerstraße 23.
Sonntag, 5—9 Uhr, Mädchenklub, Blumenstr. 1. 3 Uhr, Jungfrauenverein von Fr. Schweidert. 4 Uhr, Jungfrauenverein von Fr. Weber, Erbprinzenstr. 12. 4 Uhr: Jungfrauenverein der Schwester Luise, Adlerstraße 23. 8 Uhr, Abendgottesdienst. Inspektor Schmidt. 8 Uhr, Blaukreuz-Versammlung, Kreuzstr. 23. Mittwoch, 8 Uhr, Bibelstunde, Stadtm. Lieber. Predigttausgabe. Donnerstag, abends 8 1/4 Uhr, Gebetsversammlung, 3. Stadt; 8 Uhr, Gesangschor, Stadtm. Lieber. Freitag, 8 Uhr, Bibelstunde, Scheffelstr. 37, 1. St., Miss. Mayer.

Evang. Vereinshaus Karlsruhe, Amalienstraße 77.
Sonntag, 11 1/4 Uhr, Sonntagschule. 3 Uhr, Allgem. Versammlung, Stadtm. missionar Scheurer. 4 Uhr, Jungfrauenverein. 8 Uhr, Allgem. Versammlung, Stadtm. Wieler. Montag, 1/2 8 Uhr, Jugendabteilung. 8 1/2 Uhr, Blau-Kreuz-Verein. Dienstag, 5 Uhr, Bibelstunde f. Frauen u. Jungfrauen. 8 1/4 Uhr, Bibelbesprechung f. Männer u. Jünglinge. Mittwoch, 8 1/4 Uhr, Bibel- und Gebetsstunde. Freitag, 8 Uhr, Mädcherverein. Samstag, 8 Uhr, Gebetsstunde für Männer und Jünglinge.

Ämtliche Bekanntmachung.

Herr Stadtpfarrer Weidemeier ist in der Zeit vom 10. August bis 8. September im Urlaub. Sein Vertreter ist Stadtvikar Bag, Hirschstraße 44. Diensthliche Anmeldungen können telefonisch, Tel. 2250, oder in der Wohnung, Hirschstr. 44, oder durch den Kirchendiener, Hrn. Schwarz zu Holzner, entgegengenommen werden.

Kirchlicher Vereinsanzeiger.

Evang. Arbeiterinnenverein West. Scheffelstr. 37.

Donnerstag, 26. August, abends 8 Uhr, Bibelstunde. (Pfr. Hemmer.) Die Bibelabende werden von jetzt ab wieder regelmäßig jeden letzten Donnerstag im Monat stattfinden. Jedermann ist dazu freundlich eingeladen.

Jeden Montag halb 8 Uhr bis halb 10 Uhr: Jugend- und Singabend. Sonntag, 29. August, voraussichtlich Nachmittagsspaziergang. Nähere Auskunft bei Fr. Spengler, Leopoldstr. 16, II., oder Fr. Bollinger, Sofienstraße 52. Sprechzeit: abends 8—9 Uhr.

Inhalt: Sonntagsgedanken. — Ein Ideal. — Der Gewittermonat. — Weggelassene Liederverse. — Ein christlicher Jubiläumskongreß. — Volk. — Gottesdienstsanzeiger. — Ämtliche Bekanntmachung. — Kirchlicher Vereinsanzeiger. — Das Geni (Forschung).

Druck der Buchdruckerei Fiedlitas G. m. b. H., Karlsruhe, Erbprinzenstraße 6.

Evangelischer Gemeindebote

für die Stadt Karlsruhe.

Herausgegeben im Auftrag der Evangelischen Kirchengemeinde durch den Evang. Presseverband für Baden.

Bezugsbedingungen:

Karlsruher Bezugsnehmer erhalten den Gemeindeboten zu 2 M. vierteljährlich bei freier Zustellung. Auswärtige Bezugsnehmer bestellen den Gemeindeboten bei ihrem Postamt. Bezugspreis vierteljährlich 2.25 M. u. die Postgebühren.

Schriftleitung:

Für den allgemeinen Teil: Pfarrer Hindenlang, Rappburrerstraße 72, für den Karlsruher Lokalteil: Pfarrer Schilling, Bläckerstraße 26. Geschäftsstelle: Buchdruckerei Fidelitas, Karlsruhe, Erbprinzenstr. 6.

Nummer 34

Sonntag, 22. August 1920

13. Jahrgang

Sonntagsgedanken.

Des Lebens mächtig.

Das Leben haben kann nichts anderes bedeuten, als es selbst besitzen und des Lebens mächtig sein. Das Leben soll nicht uns haben und eine Zeitlang in seinem Strom schwimmen lassen, bis es uns irgendwo und -wie strandet, sondern wir sollen des Lebens Herr sein und es immer aufs neue aus uns aufquellen lassen. Dann heißt's erst voll leben, wenn man seines Lebens mächtig ist. Wie es dann gestaltet ist und in was für Formen es sich abspielt, ist nicht so wichtig. Dann erst ist das Leben Freude. So lange es uns hat, ist es Plage. Heinrich Eboßth.

Mit beiden Füßen mitten im Leben stehen,
hellen Auges Welt und Menschen ansehen,
das Schöne lieben, das Schwere nicht scheu'n,
an Glück und Gaben tief innen sich freu'n,
nehmen mit Liebe, mit Liebe geben,
demütig danken, starkherzig streben,
schaffen voll Besonnenheit, sabbatstill ruhn,
die Pflicht als ein Freigeborener tun,
der Erde gehören mit Werklagsdenken,
die Seele allzeit ins Ewige senken. M. Beresche.

Ein Ideal. Matth. 5, 48.

In höheres Ziel hat keiner den Menschen gesteckt als Jesus mit seiner Forderung: Ihr sollt vollkommen sein gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Nur Jesus konnte das, denn er hat dem Vater im Himmel am tiefsten ins Herz geschaut. Und was er da entdeckte, war ein Lichtmeer von schrankenloser Güte, Heiligkeit und Gerechtigkeit, von keiner Wolke beschattet. Nur Jesus durfte es, denn er hat selbst dieses Ziel in schwerem Ringen erreicht. Aus seiner Persönlichkeit, aus seinem Wort und Leben leuchtet uns ein Abglanz jener Herrlichkeit entgegen. Eine Liebe, für die kein Opfer zu groß, kein Kampf zu schwer, kein Dienst zu gering war, eine Liebe, die sich auch zu den Verworfensten herabließ und durch den Schmutz der Welt hindurchschritt, ohne auch nur den Saum ihres Gewandes zu beflecken. Wir erkennen die Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi.

Doch nicht nur preisen sollen wir Christus als unser religiös-sittliches Ideal. Viele stellen sich unter einem Ideal eine Sache vor, die man nicht ernst zu nehmen braucht, denn man erreicht es ja doch nicht, es kann doch nicht in dieser unvollkommenen Welt von schwachen sündigen Menschen verwirklicht werden. Es ist also etwas Unpraktisches, etwas für Träumer und Schwärmer, für Idealisten. Man holt es bei festlichen Gelegenheiten hervor, um sich daran zu berauschen, und verpackt es dann wieder und stellt es in die Ecke.

Wer aber von Christus wirklich ergriffen ist, der erschrickt vor seinem Ideal, dem schwindelt bei dem ungeheuren Gedanken der Gottähnlichkeit, vollkommen wie Gott! Und Jesu Worte dulden keine Abschwächung. Dieses Ideal wird dem ernstlichen Christen zu einer ganz realen, geradezu furchtbaren Macht. Es schleudert uns aus dem gewohnten Geleise unseres Lebens heraus, wirft uns in die schwersten inneren Kämpfe hinein, führt uns auf Wege, die wir gar nicht gehen wollen, leuchtet wie ein greller Blitz in die verborgenen Winkel unseres Herzens, macht unsere Selbstgerechtigkeit zunichte, läßt uns nie und nirgends zur Ruhe kommen, will wie Salz und Sauerteig in die Verhältnisse, Sitten und Ordnungen der Menschen hineindringen und Gärungen und Veränderungen hervorrufen, schüttelt wie frischer Sturmwind altes Laub von den Bäumen und zerbricht dürre Aeste.

Nun, ist ein solches Ideal eine Einbildung, etwas Unpraktisches, Unwirkliches? Nein, eine ungeheure Macht, ein unendlicher Segen — wo es ergriffen wird in der Kraft des Glaubens, der nicht auf das Sichtbare schaut, sondern auf das Unsichtbare.

Kommt nicht alles Unheil in der Welt daher, daß wir nicht Ernst machen mit diesem Ideal, gottähnlich zu werden in der Liebe, Gerechtigkeit und Heiligkeit, und ihm noch so ferne stehen?

Es liegt ein unzweifelhaft richtiger Gedanke in der Forderung, der Mensch müsse über sich selbst hinauswachsen, sich zum Uebermenschen entwickeln. Denn der gegenwärtige Mensch mit dem bösen, gottwidrigen Untergrund seines Wesens ist selbst die Quelle alles Unheils in der Welt. Aber er soll nicht ein Uebermensch werden, der gleich der Sonnenglut der Wüste mit seiner Selbstsucht den Boden ausdörret und das Leben vernichtet, gleich einem Wolkenbruch die Felder überschwemmt und die Häuser zerstört. Sondern ein Uebermensch wie Jesus, der mit den milden Strahlen seiner Liebe überall das Leben hervorlockte und wie ein befruchtender Regen die verdorrten Menschenseelen erquickte.

Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist! Wir wollen als Persönlichkeiten nicht untergehen, verschwinden in Gott, sondern vollkommen werden wie Gott, Persönlichkeiten, die Gottes Bild und Wesen an sich tragen wie Jesus und in der Nachfolge Jesu.

Der Gewittermonat.

Welch ein liebliches Bild des Hochsommers trägt doch der Städter in seiner verstaubten Seele! Ein Bild, wie es Ludwig Richter gedichtet und gemalt hat: Wogende Erntefelder, schwanke Garbentwagen, fröhliche Schnitter, im Hintergrund das friedliche Dörflein, der grüne Wald, und über dem allem lachender Sonnenschein. Glücklicher Mann, dem irgendwo in dieser Welt fernab vom Weltgebrause sich eine Klausur aufstaut, wo er rasten und seine verbrauchte Nervenkräft auffrischen kann; wie glücklich fühlt er sich, wenn er auf dem Waldboden liegend und den Sonnenstrahlen zuschauend, Stunden verträumen kann! Hochsommerzeit — Ruhezeit.

Aber nicht immer ist das Bild so sonnig und friedlich. Da braut sich auf einmal nach der Schwüle des Tages ein Gewitter zusammen. Wetterwolken türmen sich auf, ein Sturm braust auf, die schwarze Wand rückt näher, aus der Wolke zuckt der Strahl, Hagelkörner fallen, die Windsbraut knickt Bäume. Wo vorhin noch der Friede lachte, zeigt sich ein Bild der Zerstörung. Dies Bild gehört auch in die Sommerzeit.

Mir hat sich auch fern vom Weltgebrause eine stille Klausur aufgetan. Von ihr aus schaue ich der Schwarzwaldberge Reigen, bald liegen sie in einem weißlichen Schleier, bald treten sie näher, in fassendes Blau gehüllt. Die ganze Welt atmet Frieden, und die Seele saugt diesen Frieden ein. Abends aber, wenn der Nachbar die Sense dengelt, kommen die Zeitungen. Es gibt Menschen, die an solchen Tagen, um gar nichts anderes als Innerliches zu erleben, keine Zeitungen lesen, sie wollen gar nichts hören, was der Vorübergang der Zeit mit sich trägt. Nur einmal am Tage kommt zu mir die Post. Briefe sind heutzutage seltener geworden, das hohe Porto ist daran schuld. Neue Bücher kauft man sich nicht. So liest man die alten wieder, sie kommen wieder zu Ehren. Und dann liest man die Zeitungen. Alle Abende legt man sie auf den Tisch mit der Frage: Will der Hochsommermonat wieder zum Gewittermonat werden?

Zwischen hinein führt mich der Weg in die Großstadt. Auf der Elektrischen höre ich, wie die Leute von einer Kriegserklärung Frankreichs an Rußland reden; schon sehen sie französische Heere über den Rheinstrom nach Deutschland und durch Deutschland ziehen, ja sie reden davon, daß man flüchten müsse. Und so schauen sie nach Westen und Osten und fragen: Braut sich wieder im August ein Wetter zusammen? Was wird es unsern Fluren bringen? Wird es sich wieder verziehen oder loswettern? Diese bange Frage beschäftigte die Gemüter. Einzelne wünschen, daß das Wetter kommen und sich nochmals über die ganze Welt entladen möge; denn dann gäbe es eine Umwälzung der ganzen Weltlage und auch eine Wendung im Geschick des deutschen Volkes.

Was die Zeitungen alles zu erzählen wissen! Ich wollte, es gäbe heutzutage evangelische Zeitungen, die uns und alle Glaubensgenossen unterrichten von den Wolken, die gegen den deutschen Protestantismus am Himmel aufziehen! Welche Verfolgungen müssen die protestantischen Deutschen in Polen erleiden! Lehtbin war ich auf dem badischen Gustav-Adolf-Feste. Da erzählte einer von der Ostlandsnot. Nur Selbsterlebtes und Miterlebtes. Heute könnte Luther wieder ein neues Lied zu singen anheben vom protestantischen Märtyrertum. Wie feind-

lich haufen die westlichen Nachbarn im besetzten Gebiet gegen das evangelische Kirchentum! Nichts wäre heute so nötig als auf die Zeichen hinzuweisen, die es uns offenbaren: Es zieht ein gewaltiges Wetter auf über die deutsche evangelische Welt, auch in der Heimat. Ueberall Vorstöße des Katholizismus, als sollte die Bannbulle, die vor 400 Jahren erlassen wurde, erneuert und der Bannstrahl gegen den ganzen deutschen Protestantismus aufblitzen.

Ich lese, wie die Errichtung einer päpstlichen Nuntiaturn in Bern auf die evangelischen Kreise der Schweiz gewirkt hat. Sie wachen auf, sie schließen sich zusammen, sie schaffen eine Einheitsfront. Ein Züricher Protestantenblatt schreibt: „Wie kaum eine andere Macht hat die römische Kirche es verstanden, aus dem Weltkrieg für sich Kapital zu schlagen, und sie schickt sich an, ihre Kriegsgewinne einzubeimsen. Auch im Schweizerland sollen alte, ultramontane Forderungen verwirklicht und neue, weitreichende, aufgestellt und durchgeführt werden. Darum, ihr Protestanten: Wacht! Seid auf der Hut! Prüfet die Zeichen der Zeit! Vor allem aber pflegt in euern Häusern und Herzen echte, evangelische Frömmigkeit! Sie ist immer wieder der beste Schutzwall gegenüber den Machtansprüchen der Kirche Roms.“

Wie viel mehr haben wir im deutschen Reich Ursache, die Zeitlage zu prüfen und uns auf die Abwehr zu rüsten!

Aber das ist das Traurige: Selbst jetzt, da die Wetterwolken am Himmel stehen, herrscht bei uns noch jene alte, stumpfe und dumpfe Gleichgültigkeit. Anstatt über das Gegenwärtige nachzusinnen und das zu tun, was die Zeit erfordert, leben viele unserer Glaubensgenossen ganz eingesponnen in apokalyptische Gedankenkreise. „Ernst Bibelforscher“ und ihre Geistesverwandten deuten jedes einfache und eindeutige Gegenwort Jesu, selbst das Gleichnis vom verlorenen Sohne, um, als habe Jesus allewege nur Geheimnisse über die Endzeit darin eingehüllt. —

Und in der Kirche der Reformation wird viel Kraft verbraucht in allerlei grundsätzlichen Auseinandersetzungen, ja in kleinkleinem Gezänk rechtshaberischer Leute, anstatt daß man angesichts der Gegner eine Einheitsfront schafft.

Und diejenigen, welche als Wetterwarte wachen und warnen sollten, sind stumm. Wo ist der Evangelische Bund, der unsere heiligsten Güter schützen und wahren will? Er wird in den kommenden Tagen gewaltige Arbeit tun müssen.

o o o Das Leni. (Fortsetzung). o o o

Das Leni wuchs also in die Pflichten der Lammwirtin hinein. Zu Anfangs hienen sie fast leicht; sie waren neu; auch wuchsen sie erst mit den Tagen. Aber allmählich, allmählich sank es wie eine schwere Last auf des Kindes Schultern. „Das Leni geht zugrund“, sagten die Dörfler; „das ist ja doch nicht möglich, daß ein so junges Menschenwesen werken, denken und Ordnung halten kann wie ein Erwachsener.“ Der Pfarrer kam zum Lammwirt, und ein rascher, leicht zorniger Mann, wie er war, fuhr er ihn an: „Ja — nein — hört denn — das mit dem Kind, dem Leni, das ist eine Schande und ein Spott, so geht man nicht um mit seinem Kind; so —“

„Wa—as?“ stieß Senn mit offenem Munde hervor, „ich, ich —“

Da stand Leni selber in der Tür, ein wenig schwächlicher noch vielleicht, aber einen sonderbaren Glanz in den grauen Augen. „Was sagt Ihr, Herr Pfarrer?“ sprach sie, während zwei brennrote Flecken wie zwei fremde Vögelschen auf ihre Wangen flogen. „Der Vater ist doch recht mit mir, das ist er, und —“

„In die Schule gehst du, Mädchen“, fiel der Pfarrer ihr in die Rede. „Eine Sünde ist es, eines aufwachsen zu lassen wie dich!“

Das Leni trat näher; sie war jetzt schneeweiß im Gesicht. „Herr Pfarrer“, sagte sie mit seltsamer Festigkeit und Alltugheit,

„wie wir Jes haben, weiß keiner zu sagen als wir. Uns gibt keiner etwas, also soll auch niemand etwas von uns wollen. Wir müssen uns selber helfen. Ich muß hier bleiben und helfen; der Vater hat sonst niemand.“

„Ja, ja, sie muß hier bleiben“, bekräftigte der Lammwirt, und es schien, als richtete er sich an der Stärke des Kindes auf; denn er fügte hinzu: „Ueberhaupt, dreinreden soll man uns nicht!“

Nach einer Weile zog auch der Pfarrer unberichteter Sache ab, wie die Veronika ehemals abgezogen war. Als er gegangen war, saß das Leni in der rauchschwarzen, unsauberen Küche auf einer Bank, seufzte und legte die Hände in den Schoß, und zum erstenmal war eine große Müdigkeit an ihr. Es fiel ihr ein, daß das In-die-Schule-Gehen doch leichter gewesen sei. Eine Sehnsucht kam sie an, auf die Gasse hinunterzulaufen, wo sie sonst mit den Dorfmadchen gespielt hatte, und auf einmal erschien sie sich wie mit Nienen in einen Käfig gebunden. Arme und Beine waren ihr bleischwer, die Schultern drückten sie. Wieder seufzte sie zitternd. Dann fiel ihr der Morgen ein, an dem die Mutter gestorben war; wie da alles hatte stillstehen wollen, wie doch eines sich hatte aufraffen müssen — damit es wieder weiterging im Haus. Ja und jetzt — was auch der Pfarrer und die andern sagten —, es war ganz recht, es konnte nicht anders sein als wie es war — daß — sie, das Leni, jetzt im Hause schaffte! Die Arbeit war ihr auch nicht jubel; sie hätte nicht einmal daran gedacht, daß sie mehr tat, als für Kinder ihres Alters gewöhnlich war, erst die andern machten sie darauf

So ist diese Hochsommerzeit wie schon manches Mal eine überaus ernste Zeit. Das geistige Leben ist eben nicht eine sommerliche Idylle, sondern es ist Kampf, Kampf um die höchsten Güter.

Weggelassene Liederverse.

Unsere alten und herrlichen Gesangbuchlieder mußten sich im Laufe der Zeit eine Umarbeitung gefallen lassen. Diese Umarbeitung erstreckte sich zunächst auf die grammatikalische Wortbildung. Noch ein Märkte singt: „Herr, schicke was du willst!“, wir aber müssen sagen: „was du willst“. Die Umarbeitung merzte aber auch die uns heute unverständlich gewordene oder uns nach unserem heutigen Geschmacksurteil unschön, unfein erscheinende Ausdrucksweise aus; da müssen die Gedanken in eine andere Gussform gelegt und umgegossen werden, ohne daß die Gedanken geändert werden. Eine dritte Umarbeitung besteht in der Kürzung. Unsere alten Sänger liebten die langen Lieder, und in früheren Zeiten sang man wohl im Gottesdienst nur ein Lied, und man sang das Lied mit allen Strophen zu Ende, nicht bloß, wie es bei uns üblich ist, nur die ersten und zum Schluß noch den letzten Vers. Welche Gesichtspunkte leiteten nun die Umarbeiter bei der Kürzung?

Ich will das an einem Beispiel untersuchen.

Wir kennen und lieben alle Paul Gerhards „Morgensegen“: „Die goldne Sonne“ (im Gesangbuch Nr. 344). Was ist das für ein herrliches Lied! So recht, an einem sonnigen Sommermorgen zu singen. Es ist dieses Lied eine der herrlichsten Blüten am Baume evangelischer Lyrik. Ich muß ebenso die Gedankenfülle wie den Ausdruck bewundern: die Gedanken erscheinen mir wie goldene Äpfel in silberner Schale. Das Gedicht hat mancherlei sprachliche Umformung, aber auch eine starke Kürzung erfahren. Ich will nur die Kürzung besprechen: In unserem Gesangbuch hat das Lied 8 Strophen, im ursprünglichen Wortlaut zählt es hingegen deren zwölf. Der Leser, der meiner Untersuchung gerne folgen will, schlage das Lied im Gesangbuch auf und lese die ersten 4 Strophen! Im ursprünglichen Wortlaut folgen nun 3 Strophen, die unser Gesangbuch weggelassen hat:

- 5. Ich hab' erhoben
Zu dir hoch oben
All meine Sinnen;
Laß mein Beginnen
Dhn' allen Anstoß und glücklich ergehn!
Laster und Schande,

Des Luzifers Bande,
Fallen und Tücke
Treib ferne zurücke,
Laß mich auf deinen Geboten bestehen!

- 6. Laß mich mit Freuden
Dhn' alles Neiden
Sehen den Segen,
Den du wirfst legen
In meines Bruders und Nächsten Haus!
Geiziges Brennen,
Unchristliches Rennen
Nach Gut mit Sünde,
Das tilge geschwinde
Von meinem Herzen und wirf es hinaus!

- 7. Menschliches Wesen,
Was ist's? Gewesen.
In einer Stunde
Geht es zugrunde,
Sobald das Lüftlein des Todes drein bläst.
Alles in allen
Muß brechen und fallen,
Himmel und Erden,
Die müssen das werden,
Was sie vor ihrer Erschöpfung gewest.

Nach der 9. Strophe, die in unserem Gesangbuch die 8. ist, findet sich im Urtext die weitere:

- 10. Willst du mir geben,
Womit mein Leben
Ich kann ernähren,
So laß mich hören
Allzeit im Herzen dies heiligste Wort:
Gott ist das Größte,
Das Schönste und Beste,
Gott ist das Süßte
Und allergewißte,
Aus allen Schätzen der edelste Hort.

Wer diese 4 Strophen einmal sich durch Nachsinnen zu eigen macht, wird mit mir sagen: Hier hat die Umarbeitung Köstliches weggelassen. Was hat die Umarbeiter veranlaßt, diese Strophen zu streichen? Es fällt mir auf, daß gerade in diesen Strophen das Moralische neben dem Religiösen besonders betont ist: Der Mann, der den neu aufsteigenden Tag begrüßt und ihn Gott besiehlt, sieht auch mit dem Tag die Versuchungen aufwachen, die Fallen und Tücken, er fühlt, wie in ihm sich böse Lüfte regen, vor allem die Gier nach „Gut mit Sünde“. Da ist

aufmerksam, und — und, ja, müde war sie jetzt schon so manchmal, so viel blieb wahr, und das Bett war ihr jetzt eine Freude, in das sie sonst nie spät genug hatte schlüpfen können.

Müde wurde das Leni. Sie schaffte Tag für Tag; zwar war die Ordnung im Haushalt und die Reinlichkeit im Hause keine übergroße, aber es ging doch alles so leidlich vorwärts. Für einen Nichteingeweihten war es erstaunlich, wie die kleinen schmalen rauhen Hände des Mädchens in dem Hause taten, was eine starkknochige Weiberfaust anderorts verrichtete, und hinter der schmalen, klugen Stirn das zurecht sich spannt, was in manchem Haushalt Mann und Frau mühsam in gemeinsamem Planen ausheckten. Aber müde wurde das Leni! Hätte einer mit Menschenkennteraugen hineinschauen können, es möchte ihm gewesen sein, als werde das Leni zusehends kleiner, unscheinbarer, als drückte es etwas von beiden Seiten zusammen. Aber das Leni klagte nicht. Wozu? Sie hatte ja doch ihre Feiertage. Und diese Feiertage waren etwas ganz Großes. Da hätte wiederum der, der mit Menschenkennteraugen hineingeblüht hätte, etwas Wunderbares erspähen können!

Da war allsonntäglich die Stunde in der Kirche. Wegen des Gottesdienstes saß das Kind nicht dort, nicht des Pfarrers und seiner Worte wegen, obwohl es sicher aus gleichem Pflichtgefühl wie die übrigen Andächtigen auf den schönen Hügel gesessen war, auf dem das weiße, starke Gotteshaus stand. Aber in dem Stuhl saß es sich wunderbar gut. Es war ruhig ringsum, es blieb an gar nichts zu denken, an keine Arbeit, und keine Arbeit war zu tun. Und was über einen erging, tat einem wohl. Da waren zuerst die Glockenklänge, die hallenden, wandernden,

mit denen es war, als stiegen sie auf Leiterstufen im Kirchturm empor, immer singend, und breiteten immer singend Schwingen zum Gluge aus, wenn sie auf der Kirchturmshöhe waren, und hoben sich endlich und schwangen sich hinaus in die Luft, talab oder über die Berge und in alle Himmels Höhen, immer singend, immer singend. Und dann kam der Pfarrer. Der redete schöne Worte über die Laufenden hin. Verstand man sie, war es gut, verstand man sie nicht, war es wieder gut, denn es gab doch ein friedliches Gefühl, zu wissen, daß einer Schönes und Gutes über einen hinredete, einer, der nichts von einem wollte, keine Arbeit, nichts, und einem die Ruhe nicht störte. Und da war der Sonnenschein, oder, wo dieser fehlte, doch die Tageshelle. Durch die hohen schmalen Scheiben ergoß es sich herein, fast wie Bäche, die als leuchtende Bänder über ferne Wände gespannt sind und deren Bewegung man nicht sieht, deren Rauschen man nicht hört, und ein Fenster war zur Rechten des Altars hoch oben, das einzige, das in Farben prangte, eine Kreuzabnahme Christi darstellte und von einer reichen Frau aus einer reichen Talstadt gestiftet worden war. Aus diesem Fenster brach, wenn die Sonne hineinschien, eine wunderbare, tiefe, vielfarbige Blut und übergoß das Leni, welche die Augen daran gehängt hatte. Saftes, ruhiges Blau, brennendes, flammendes Rot und goldig strahlendes Gelb! Es war als beugten sich die Gestalten der Scheibe nieder, oder doch, als ginge eine Wärme von dem Bilde aus. Dem Mädchen wurde das Herz warm über dem Leuchten. (Fortf. folgt.)

es ihm eine feine Klugheit, an die Vergänglichkeit zu denken, und über dem Irdischen, über dem täglichen Brot will er das Schönste nicht vergessen.

Es ist Tatsache, daß unsere Altvordern auch im Liede viel stärker an das Moralische dachten, während wir das reinreligiöse Stimmungsgesang lieben. Ich denke an die Lieder der Nationalisten, die vor allem um Tugenden baten, die des Christen wert sind, während ihre religiösen Töne matt erklangen.

Da kommt mir in solchem Zusammenhang ein anderer Gedanke. Ist nicht Paul Gerhards Morgensegen ein echtes Zeitgedicht? Nach den Stürmen des 30 jährigen Krieges, während dessen das Lüftlein des Todes so furchtbar in das menschliche Wesen blies, machte sich in der deutschen Christenheit viel irdischer Sinn geltend, viel Trachten herrschte nach Gut mit Sünde, viel unchristliches Rennen nach vergänglichem Gütern war zu schauen.

Sind das nicht auch die Gefahren unserer Nachkriegszeit? Wir sehen ja das täglich vor Augen. Was ist all das Wuchertum und Schiebertum als ein unchristliches Rennen nach Gut mit Sünde? Wer ist solchen Tücken und Fallen nicht ausgeführt?

Möchten die Umarbeiter die Strophen weglassen, weil sie dachten, sie seien zu ihrer Zeit weniger zeitgemäß, heutzutage sind die weggelassenen Verse die zeitgemäßesten. Und wenn wir jemals auch im Liede daran denken müssen, daß unserm Glauben die moralischen Früchte nicht fehlen dürfen, so ist das heutzutage der Fall.

So wollte ich, wir könnten in unser Gesangbuch neben das Lied von der goldnen Sonne ein Blatt einfügen, auf dem diese weggelassenen Liederverse abgedruckt sind. Wir würden sie dann oft singen, so oft die Predigt von der großen Zeitsünde redet und unser Sinnen über das Vergängliche zu Gott, dem edelsten Hort aus allen Schätzen, emporlenken will. Hg.

Ein christlicher Jubiläumskongreß.

Ein Wohlfahrtswerk, das in unserer Zeit der Lösung vieler Bande von Sucht und Sünde besondere Beachtung verdient, ist der Deutsche Sittlichkeitsbund vom weißen Kreuz. Im Jahre 1890 von einem Duzend tapferer junger Männer in Berlin, denen die Not ihrer Altersgenossen im Kampf um ein sittenreines Jugendleben zu Herzen ging, begründet, konnte er seitdem über 77 000 Mitgliedskarten ausgeben, über 500 Ortsgruppen, in 14 Bundesverbänden zusammengeschlossen, gründen und in den letzten 11 Jahren an 9 Millionen Bücher, Hefte, Flugblätter und Nummern von Zeitschriften zur Hebung sittlicher Reinheit unter der Jungmännervelt Deutschlands verbreiten. Vom 3.—6. September gedenkt der Bund sein dreißigjähriges Bestehen durch einen Jubiläumskongreß mit dem Hauptthema: „Der moderne junge Mann und die sexuelle Sittlichkeit“ gleichzeitig in den sieben Städten: Königsberg i. Pr., Breslau, Dresden, Hannover, Hagen i. W., Karlsruhe und Stuttgart zu begehen. Namhafte Vertreter der Sittlichkeitsfrage haben ihre Mitwirkung zugesagt. Tausende junger Männer aller Stände werden bei den Versammlungen zusammenströmen, um zu bezeugen, daß Reinheit und Keuschheit vor und in der Ehe auch in der heutigen Zeit des Niedergangs kein leerer Wahn sind, sondern ein bleibendes Wahrzeichen echter Sittlichkeit, die ihre Kraft immerdar aus lebendigem Christentum beziehen wird. — Durch die soeben erschienene illustrierte Jubiläumsschrift „Dreißig Jahre Weißkreuzarbeit“ im Weißkreuzhause in Nowawes (postfrei Mk. 4.50), wolle man sich des Genauereren über das segensreiche Wirken des Bundes unterrichten.

Volk.

Volk ist der Inbegriff derjenigen, welche eine gemeinsame Not empfinden.“ Wenn dieser Satz Richard Wagners stimmt, dann müßten wir Deutsche jetzt mehr als irgend eine andere Nation ein Volk sein, d. h. fest verbunden im Gefühl unsres Zusammengehörens auf Gedeh und Verderben. Denn unsere Not ist ungeheuer und wächst täglich und wird größer werden als jemals deutsche Not in unsrer an Leiden reichen Geschichte gewesen ist. Und die meisten empfinden ja auch die Not und leiden schwer unter ihr. Und doch sind wir kein „Volk“, das diesen Namen wirklich verdiente, sondern bieten der Welt mehr den Anblick eines „deutschredenden Bevölkerungsbeis“, wie einst

Wilhelm Raabe seine Deutschen genannt hat. Wir sind beisammen, weil wir durch die Staatsformen vorläufig noch zusammengehalten werden. Aber wir halten nicht selber zusammen wie die Zellen eines lebendigen Körpers; wir laufen nebeneinander her und gar oft auf einander los; wir werfen einander die deutsche Not vor und suchen die Schuldigen und sitzen aburteilend im Gericht, als ob wir jetzt gar nichts Wichtigeres zu tun hätten. Und das alles kommt daher, daß wir unsere Not viel zu wenig als eine gemeinsame empfinden. Jedem wird die allgemeine Not zur Privatnot, anstatt daß uns jetzt alle Privatnot unterginge in der allgemeinen Not und in dem mächtigen Drang sie gemeinsam zu überwinden. Das würde uns zum Volk machen, das würde eine ungeahnte Fülle von Kräften in uns wecken, das würde uns in der Welt die verlorene Achtung wieder gewinnen; das würde unser Schicksal wenden. Ja, wie groß muß denn die deutsche Not noch werden, bis wir sie endlich als gemeinsame empfinden und durch sie zum Volk werden?

Gottesdienstanzeiger.

- 12. Sonntag nach Trinitatis, den 22. August.
- Stadtkirche 1/2 9 Uhr: Stadtvikar Münzel. 10 Uhr: Stadtv. Münzel.
- Kleine Kirche 6 Uhr: Stadtvikar Mayer-Ullmann.
- Schloßkirche 10 Uhr: Stadtvikar Köbel.
- Johanneskirche 1/2 10 Uhr: Stadtv. Mayer-Ullmann.
- Christuskirche 8 Uhr: Pfarrverwalter Hemmer. 10 Uhr: Stadtv. Bühler.
- Gemeindehaus der Weststadt 10 Uhr: Stadtvikar Steinmeh.
- Lutherkirche 1/2 10 Uhr: Stadtvikar Bah.
- Diakonissenhauskirche 10 Uhr: Pfarrer Sigler. 1/2 8 Uhr: Pfr. Sigler.
- Karl-Friedrich-Gedächtniskirche 1/2 10 Uhr: Stadtpfr. Schulz.

Wochengottesdienste.

- Lutherkirche: Donnerstag, 8 Uhr: Stadtvikar Bah.
- Beiertheim: " 8 Uhr: Stadtvikar Münzel.

Gemeindehaus der Südstadt.

Dienstag, abends 8 Uhr: Bibelbesprechung.

Jugendbund Beiertheim.

- Dienstag, abends 8 Uhr: Mädchen.
- Mittwoch, abends 8 Uhr: Knaben.

Evangelische Stadtmision Karlsruhe, Adlerstraße 23.

- Sonntag, 5—9 Uhr, Mädchenklub, Blumenstr. 1. 3 Uhr, Jungfrauenverein von Fr. Schweickert. 4 Uhr, Jungfrauenverein von Fr. Weber, Erbprinzenstr. 12. 4 Uhr, Jungfrauenverein der Schwester Luise, Adlerstraße 23. 8 Uhr, Abendgottesdienst. Inspektor Schmidt. 8 Uhr, Blaukreuz-Versammlung, Kreuzstr. 23. Mittwoch, 8 Uhr, Bibelstunde, Stadtm. Lieber. Predigttausgabe. Donnerstag, abends 8 1/2, Gebetsversammlung, 3. Stock; 8 Uhr, Gesangchor, Stadtm. Lieber. Freitag, 8 Uhr, Bibelstunde, Scheffelstr. 37, 1. St., Miss. Mayer.

Evang. Vereinshaus Karlsruhe, Amalienstraße 77.

- Sonntag, 11 1/4 Uhr, Sonntagsschule. 3 Uhr, Allgem. Versammlung, Stadtmisionar Scheurer. 4 Uhr, Jungfrauenverein. 8 Uhr, Allgem. Versammlung, Stadtm. Wieser. Montag, 1/2 8 Uhr, Jugendabteilung. 8 1/2 Uhr, Blau-Kreuz-Verein. Dienstag, 5 Uhr, Bibelstunde f. Frauen u. Jungfrauen. 8 1/4 Uhr, Bibelbesprechung f. Männer u. Jünglinge. Mittwoch, 8 1/4 Uhr, Bibel- und Gebetsstunde. Freitag, 8 Uhr, Töchterverein. Samstag, 8 Uhr, Gebetsstunde für Männer und Jünglinge.

Ämtliche Bekanntmachung.

Herr Stadtpfarrer Weidemeier ist in der Zeit vom 10. August bis 8. September im Urlaub. Sein Vertreter ist Stadtvikar Bah, Hirschstraße 44. Diensthliche Anmeldungen können telefonisch, Tel. 2250, oder in der Wohnung, Hirschstr. 44, oder durch den Kirchendiener, Hrn. Schwarzengölzer, entgegengenommen werden.

Kirchlicher Vereinsanzeiger.

Evang. Arbeiterinnenverein West. Scheffelstr. 37.

Donnerstag, 26. August, abends 8 Uhr, Bibelstunde. (Pfr. Hemmer.) Die Bibelabende werden von jetzt ab wieder regelmäßig jeden letzten Donnerstag im Monat stattfinden. Jedermann ist dazu freundlich eingeladen.

Jeden Montag halb 8 Uhr bis halb 10 Uhr: Jugend- und Singabend. Sonntag, 29. August, voraussichtlich Nachmittagspaziergang. Nähere Auskunft bei Fr. Spengler, Leopoldstr. 16, II., oder Fr. Bollinger, Solfenstraße 52. Sprechzeit: abends 8—9 Uhr.

Inhalt: Sonntagsgedanken. — Ein Ideal. — Der Gewittermonat. — Weggelassene Liederverse. — Ein christlicher Jubiläumskongreß. — Volk. — Gottesdienstanzeiger. — Ämtliche Bekanntmachung. — Kirchlicher Vereinsanzeiger. — Das Lent (Fortsetzung).

Druck der Buchdruckerei Fidelitas G. m. b. H., Karlsruhe, Erbprinzenstraße 6.